

SUSANNE MISCHKE

DAS DUNKLE HAUS AM MEER

Ein
Bretagne-Krimi



PIPER

Susanne Mischke
Das dunkle Haus am Meer

PIPER

Susanne Mischke

Das dunkle Haus am Meer

Ein Bretagne Krimi

PIPER

Mehr über unsere Autoren und Bücher: www.piper.de



MIX
Papier aus verantwortungsvollen Quellen
FSC® C083411

ISBN 978-3-492-50393-8

© dieser Ausgabe: Piper Verlag GmbH, München 2020

© Erstveröffentlichung:

Piper Verlag GmbH, München 2003

Covergestaltung: Favoritbüro München

Covermotiv: Bilder unter Lizenzierung von
Shutterstock.com genutzt

Printed in Germany

Erster Teil

»Wir sollten einfach hierbleiben.«

Helen zuckte zusammen.

Hierbleiben. Er konnte also in ihrem Herzen lesen. Sie stellte das Weinglas zurück auf den Tisch.

»Wie meinst du das?«

Sie wollte sichergehen. Womöglich war es nur wieder eines seiner Gedankenspiele.

»Wir sollten hierbleiben«, wiederholte Paul. »Wir beide.«

Helen legte den Kopf in ihre Hand und lauschte dem Klang seiner Stimme nach. Pauls Stimme, der Grundton ihres Lebens. Durch das Blätterdach des Weinstocks fielen Sonnenstrahlen auf das Steinmosaik der Tischplatte und erzeugten ein Flirren. Der Chablis im Glas vor ihr schwitzte.

»Wie lange?« fragte Helen atemlos, als wäre sie gerannt.

Paul ließ einen schnaubenden Laut hören, als würde er sich eben erst Gedanken darüber machen. »Solange wir wollen.«

»Ja«, antwortete Helen nur. Ihr Blick verlor sich in der Ferne, wo Himmel und Meer ineinanderflossen. Sie wollte den Zauber des Augenblicks nicht durch Fragen verderben. Wenn Paul beschlossen hatte hierzubleiben, würde sich alles andere von selbst ergeben. Es war ohnehin das Ungesagte, das Helens Herz flattern ließ wie einen eingesperrten Vogel.

»Dir tut das ruhige Leben hier gut. Du hast dich hier besser unter Kontrolle«, sagte Paul.

Kontrolle. Natürlich, auch darum ging es. Keine Versuchsungen, gleich welcher Art.

Platsch. Der Chablis landete unter der Hortensie und versickerte in der trockenen Erde. Helen schluckte und schaute das leere Glas an, wie ein Hund, dem man den Knochen weggenommen hat. Sie haßte sich für ihre primitive Gier, und für einen flüchtigen Moment haßte sie Paul dafür, daß er sie durchschaute.

Nein! Was war sie für ein Ungeheuer? Wie konnte sie Paul hassen, auch nur für eine Sekunde?

Helen liebte Paul. Das war eine Tatsache, ein Naturgesetz, es war vom ersten Moment an so gewesen. Hätten sie sich als Teenager kennengelernt, hätte sie die Worte in einen Baumstamm geschnitzt, vielleicht in den silbrigglatten Stamm einer Buche. *Helen liebt Paul.* Aber Helen war vierundzwanzig und Paul drei Jahre älter, als er mit seinen beiden Freunden auf dieser Semesterabschlußfete auftauchte. Es waren die Jahre der Mähnen und Mittelscheitel, aber Paul trug sein dunkelblondes Haar extrem kurz geschnitten. Alle drei waren völlig schwarz gekleidet, sie durchlebten gerade ihre existentialistische Phase, aber Pauls Gesicht war dennoch gebräunt und trug jenen für ihn typischen Ausdruck, als setze er gerade zu einem spöttischen Lächeln an. Auf Helen wirkte er um Jahre reifer als die anderen. Ein Mann unter langhaarigen grünen Jungs.

Endlich erlaubte sich Helen ein unsicheres Lächeln.

›Wir beide‹, hatte er gesagt. War das eine Liebeserklärung? Es bedeutete doch, daß er mit ihr zusammen sein wollte, daß sie ihm nicht auf die Nerven ging oder ihn langweilte, daß er ihre Gegenwart noch immer schätzte, selbst nach fünf Monaten im Sommerhaus, das Paul neulich sein Exil genannt hatte.

Während der Hochsaison hatten sie tatsächlich sehr zurückgezogen gelebt. Viel vom Fremdenverkehr bekamen sie allerdings selbst dann nicht mit, wenn die knapp dreihundert

Gästebetten belegt waren, die Saint-Muriel zu bieten hatte. Die Felder und der Kiefernwald bildeten eine natürliche Barriere zum Dorf hin.

Dennoch hatten sie Strand und Dorf gemieden und waren lediglich einmal pro Woche nach Saint-Renan gefahren, zu Monsieur Bignon, dem Wein- und Kunsthändler, und zum Supermarkt.

Das Haus lag an einem Küstenstreifen mit groben, von der Natur wie hingeworfenen Felsbrocken, die seit ewigen Zeiten der Brandung ausgesetzt und dennoch abweisend scharfkantig geblieben waren. Kein Badebetrieb, nur Möwen. Der Badestrand lag in einer Bucht vier Kilometer weiter südlich, dort hatte man mit einer Schiffsladung weißem Sand, zwei Stegen, Kiosken und Crêpebuden ein artgerechtes Touristenbiotop geschaffen, das bereitwillig angenommen wurde.

Von ihrem Grundstück bis zum Meer und in Richtung Westen erstreckten sich windzerzauste Büsche und mageres Gestrüpp. Zur Zeit blühte es violett und pinkfarben. Es gab nur ein einzelnes Haus in Sichtweite. Von Kiefern umstellt, lag es dreihundert Meter entfernt in einem verwucherten Garten, ein schmaler, zweistöckiger Prototyp einer geplanten Feriensiedlung. Das windschiefe Holzhaus und ihr Haus bildeten zwei einsame Außenposten der Zivilisation. Einheimische wollten hier nicht wohnen, es lag ihnen zu nah am Meer. Alle hatten sie hier großen Respekt vor dem Meer.

Helens und Pauls Haus bestand aus massiven Granitsteinen, Steine, aus denen man Burgen und Kerker baute. Es lag da, als sei es schon immer dagewesen, war längst ein Teil der Landschaft, geduckt zur Landseite hin, als drohen ihm von dort Gefahren, stolz aufgerichtet in Richtung Meer. Eine Jahreszahl war in den Stein über der Haustür gemeißelt: 1399.

Richtung Norden verwandelte sich die trockene Heide nach einem Kilometer in ein Sumpfbgebiet, in das sich bisweilen Ornithologen verirrt. Nach den Geschichten, die man sich im Dorf erzählte, sollen im Lauf der Jahre und Jahr-

hunderte schon manche Leichtsinnige diesen Sumpf niemals mehr verlassen haben.

Dahinter stieg das Gelände an und führte in einen lichten Kiefernwald. Trat man aus dem Wald heraus, wurde man von dem majestätischen Geräusch empfangen, mit dem der Atlantik gegen das Land andonnerte. An schönen Sommerabenden wurde das Rauschen der Brandung von Motorengeknatter untermalt, wenn die Romantiker auf ihren Geländemaschinen kamen, um sich den Sonnenuntergang vom Kap aus anzusehen.

Seit zwei Wochen aber nahm das Übel täglich ab. Die Campingplätze der Umgebung und die Hotels des Ortes waren nach und nach geschlossen worden, man traf nur noch die wenigen Bewohner der Feriensiedlung auf ihren Wanderungen; rüstige Deutsche und Holländer, mit Rucksäcken, Ferngläsern und schrillbunten Windjacken. Aber auch sie wurden weniger. Stille kehrte ein. Bald würden Helen und Paul hier ganz alleine sein.

Der Assistent bettete das Kostüm in einen glänzenden schwarzen Karton mit winzigem Silberaufdruck *Madonna!*. Sein Haar glänzte mit der Schachtel um die Wette, und seinen Bewegungen nach war er nicht bei der Arbeit, sondern auf einer Performance. Beatrix wandte den Blick ab und sah aus dem Fenster. Vor dem Café aalte sich die Schickeria bei Latte macchiato in der Herbstsonne.

»Die Karte funktioniert leider nicht.«

»Wie?«

»Die Kreditkarte. Sie wird vom System nicht akzeptiert.«

»Dann nimm die.« Beatrix schnippte die goldene American Express über den Tresen .

»Die führen wir leider nicht.«

»Ach.«

»*Diners?*«

»Die führe *ich* nicht.«

Margarethe von Kampen preßte ihre Lippen aufeinander, soweit es die Silikonfüllung zuließ. Gute Kundinnen durften sie Margarethe, sehr gute Kundinnen »Mara« nennen. Konsequenterweise hätte Beatrix sie mit »Ra« ansprechen müssen.

»Dann vielleicht eine EC-Karte?«

Beatrix kramte die Karte hervor. Während man in der Boutique *Madonna!* erneut auf das erlösende Schnurren der kleinen Maschine wartete, schaute Beatrix wieder hinaus, diesmal, um Maras Zitronengesicht nicht betrachten zu müssen. Die zwei Kerle saßen noch immer in dem silberfarbenen Dreier-BMW und stierten in ihre Richtung. Beatrix widerstand der Versuchung, ihnen eine Kußhand zuzuwerfen. Vermutlich hatte sie gerade ihre Monatsgehälter ausgegeben. Doch da irrte sie sich.

»Es tut mir leid, die Zahlung wurde verweigert«, schnitt Maras grelles Organ in die Stille.

»Dann schick mir eben eine Rechnung.«

»Auf Rechnung verkaufen wir nicht.«

Der Assistent ließ die Schachtel auf den Tresen fallen, als hätte er sich die Finger daran verbrannt, und verschränkte die Arme vor dem Netz, in das er seinen durchtrainierten Oberkörper gezwängt hatte. Eine leere schwarze Papiertüte stand zwischen ihnen wie ein gähnender Abgrund.

In Beatrix köchelte verhaltene Wut, aber noch gab sie sich nicht geschlagen. Das Kostüm war genau das richtige. Der Rock war, dem Anlaß angemessen, züchtig knielang, ohne brav zu wirken, denn der Schnitt der Jacke betonte ihre ausgeprägte Taillen-Hüft-Kurve, jene Linie, die den Männchen der Gattung *Homo sapiens* Fruchtbarkeit signalisierte, wenn man den Lifestyle-Magazinen glauben durfte. In diesem Punkt mochten sie recht haben. Außerdem *wollte* sie das Kostüm, unbedingt, jetzt erst recht.

»Und? Was machen wir jetzt?« fragte Beatrix. Es hätte verbindlich klingen sollen, aber es hörte sich an wie eine Aufforderung zum Duell.

»Versuchen Sie es am Geldautomaten«, riet Margarethe von Kampen.

Jetzt war die Schmerzgrenze überschritten. Was glaubte diese Schnepfe, wie sie mit ihr umspringen konnte, was hatte diese Schwuchtel so affektiert die Augen zu verdrehen? Und überhaupt: Hatten sie sich nicht vorhin noch geduzt? Während Beatrix dem Ort ihrer Schmach mit ebenso hochrotem wie hoherhobenem Haupt den Rücken kehrte, spielte sich vor ihrem inneren Auge ein kleiner Film ab, in dem maskierte Lederkerle mit Kettensägen eine zentrale Rolle spielten.

Der dunkelblaue Volvo passierte in vorgeschriebenem Tempo dreißig das Grundstück mit der schmiedeeisernen Sieben am Torpfosten, bog rechts ab und hielt. Der Fahrer stieg aus und ging zu Fuß zurück. Obwohl der Herbsttag mild war, trug er schwarze Lederhandschuhe. Sonst war an ihm nichts Auffälliges zu bemerken, seine Kleidung – anthrazitfarbener Anzug, hellblaues Hemd, dunkelgrauer Sommermantel, schwarze Aktentasche – paßte in das Wohnviertel. Vor dem Haus blieb er stehen und schaute durch das hohe Eisentor. Laub lag auf dem Rasen, der diese Bezeichnung nicht mehr verdiente; an den ausladenden Rosenbüschen, die vor dem Bungalow standen, hingen welke Blüten. Die Rolläden waren heruntergelassen. Für den Fall, daß er beobachtet wurde, drückte der Mann auf den goldenen Klingelknopf und legte die andere Hand an die Klinke. Man hörte kein Klingelgeräusch aus dem Inneren des Gebäudes. Er hob die Klappe des Briefkastens an. Leer. Jemand schien sich darum zu kümmern. Er wandte sich ab und ging an der Mauer entlang zum Tor mit der goldenen Neun. Ein ähnliches Haus, nur der Garten war besser gepflegt. Er registrierte das Nachschwingen einer Gardine. Auf sein Klingeln ertönte eine Stimme aus der Sprechanlage.

»Ja bitte?«

»Mein Name ist Rosen, ich wollte Frau Tauber sprechen.«

»Taubers wohnen nebenan«, unterbrach die Stimme etwas unwirsch.

»Da war ich schon, es öffnet niemand. Ich hätte etwas abzugeben, ich komme von der Galerie Rosen in Marburg, es geht um eine Ausstellung.«

»Einen Moment.«

Die Eingangstür wurde geöffnet, es erschien eine Dame mit lackschwarz gefärbtem Haar. Während sie den Gartenweg entlangging, zog der Mann, der sich Rosen nannte, seine Lederhandschuhe aus und ließ sie in die Tasche seines Mantels gleiten.

»Frau ... Andromeit?« Er deutete auf das Türschild aus dezentem Messing.

Die Frau öffnete das Gartentor.

»Sie sind Galerist?«

Bis jetzt lief alles nach Plan.

»Ja, zusammen mit meinem Bruder. Er ist der Schöngeist, ich bin mehr fürs Finanzielle zuständig. Aber da ich in Frankfurt wohne, bat er mich, bei Frau Tauber die noch fehlenden Angaben zu einzelnen Objekten einzuholen. Die Herrschaften scheinen verreist zu sein?«

»Tut mir leid, darüber darf ich keine Auskünfte erteilen.« Frau Andromeit hatte sich wieder im Griff und besann sich auf die Instruktionen, die sie erhalten hatte, ehe die Taubers im April abgereist waren.

»Das verstehe ich durchaus. Heutzutage ist man leider zu allerlei Vorsichtsmaßnahmen gezwungen«, pflichtete ihr der Mann bei. »Wäre es denn möglich, die momentane Adresse Ihrer Nachbarn zu erfahren?«

Frau Andromeit schüttelte bedauernd den Kopf.

»Ich verstehe.« Der Fremde öffnete seine Aktentasche und entnahm ihr einen braunen DIN-A4-Umschlag. »Wären Sie möglicherweise so nett, Frau Tauber diesen Umschlag nachzusenden?«

»Natürlich«, versicherte Frau Andromeit, während sie den Umschlag entgegennahm und den angebotenen Geldschein mit einer großzügigen Geste ablehnte. »Lassen Sie nur, das geht schon in Ordnung.«

»Das ist ausgesprochen freundlich von Ihnen. Sie helfen mir damit sehr.«

»Ich male übrigens auch.«

»Tatsächlich? Was für ein Zufall. Welchen Stil bevorzugen Sie denn?«

»Schwer zu sagen«, zierte sich die Künstlerin. »Jedenfalls male ich anders als Helen ... Frau Tauber. Ich finde ihre Werke manchmal ein wenig extrem, um es vorsichtig auszudrücken. Wenn Sie einen Moment Zeit haben, können Sie gerne mein Atelier besichtigen ...«

Kurz darauf stand der Herr im Dachstudio von Frau Andromeit und sah sich mit interessiertem Lächeln impressionistisch angehauchte Sonnenuntergänge an. Oder waren es Aufgänge? Die angebotene Tasse Kaffee akzeptierte er gerne, und dabei gab ihm das kurze Verschwinden der Hausherrin die Gelegenheit zum Studium der Pinnwand, die über dem mit Farbklecksen bedeckten Arbeitstisch hing. Als er ging, hatte er erfahren, was er wissen wollte.

»Ist es nicht ein schöner Anblick?« seufzte Helen. Sie schaute durch die schlecht geputzte Scheibe des Cafés den vollbe-packten Wagen nach, die langsam aus dem Dorf hinausrollten. Das *Morgane*, mit vierzig Betten das größte Hotel, schloß immer als letztes, danach war die Saison unwiderruflich zu Ende, man bereitete sich auf den Winterschlaf vor. Es war ein ungeschriebenes Gesetz und wurde deshalb konsequenter befolgt als andere.

Das *Atlantic* war ein von Neonleuchten erhellter Raum mit nacktem Steinboden und Resopaltischen, der von den Touristen gemieden wurde, sogar in der Hochsaison, denn er entsprach nicht ihrem Bild von dörflich-rustikaler Folk-

lore. Aber Helen fand, daß sie nicht zu den gewöhnlichen Touristen zählten. Immerhin waren sie hier Hausbesitzer. Ein richtiges Haus mit Vergangenheit, keine Baracke in einer Feriensiedlung.

Bis auf einen alten Mann mit Schiebermütze war das Café leer. Er brabbelte etwas in ihre Richtung, das Helen nicht verstand. Ihre Sprachkenntnisse reichten gerade aus, um einzukaufen und eine sehr simple Unterhaltung zu führen.

Von der Wirtin war nichts zu sehen. Aber sie hatten ja Zeit. Sie würden sich ab sofort auf den Lebensrhythmus der Einheimischen einstellen, und da machte es überhaupt nichts, zehn Minuten lang unbedient an einem Küchentisch aus den Fünfigern zu sitzen und auf die bröselnden Fassaden der Häuser rund um den Marktplatz zu starren, die stellenweise nur noch von Weinranken zusammengehalten zu werden schienen. Um den Tisch und an den Stühlen lehnten Körbe und Tüten voller Lebensmittel. Vor lauter Begeisterung über ihren Entschluß hierzubleiben, vielleicht sogar hier zu überwintern, hatte Helen viel zuviel eingekauft.

Der Alte an der Theke bäugte sie mißtrauisch. Helen senkte den Blick und zog ihre Jacke am Ausschnitt zusammen. Der Deckenventilator schrappte, es war kühl, Helen fror ein wenig. Endlich betrat die Wirtin ihr Lokal, mit zwei Broten unter dem rechten Arm und verfolgt von zwei Straßenhunden, die sofort mit eingezogenen Schwänzen kehrten, als Maria sich in der Tür zu ihnen umdrehte und mit dem Fuß aufstampfte.

Sie haben nicht nur Angst vor dem Meer, dachte Helen, sie fürchten sich auch vor Hunden, sonst würden sie sie besser behandeln. »Angstbeißer« hatte Paul die Dorfbewohner in diesem Zusammenhang in seiner typischen, zuweilen überheblichen Art genannt. Wenn sie zusammen im Dorf einkaufen gingen, sagte er fast jedesmal zu Helen: »Schau dir die Gesichter an. Alles Inzucht. Es gibt drei Grundtypen: die Wiesel, die Ferkel und die Geier.«

Bei genauem Hinsehen mußte Helen ihm recht geben. Auf dem alten Friedhof hinter der Kirche waren drei Familiennamen dominierend. *Kerellec*, das waren die Geier, *Guirec* hießen die Ferkel und *Caradec* die Wiesel. Maria gehörte zum Clan der Kerellecs, sie hatte sogar einen Kerellec geheiratet, er war Algenfischer und tagsüber selten im Café anzutreffen.

Maria murmelte einen Gruß in Richtung ihrer neuen Gäste, legte die Brote ab und bekreuzigte sich, ehe sie ihre Schürze anzog und an Helens Tisch kam. Helen bestellte zwei Milchkaffee.

»*Deux crèmes s'il vous plaît?*« vergewisserte sich Maria.

»*Oui, deux crèmes.*«

Nachdem Maria sich noch einmal bekreuzigt hatte, machte sie sich an die Zubereitung der Milchkaffees. Helen überwachte den Auszug der Touristen mit der zufriedenen Miene eines Feldherrn, der die geschlagenen feindlichen Truppen abziehen sieht. Auf der anderen Seite des Platzes hielt ein weißer Mercedes. Eine Frau stieg aus und ging in den Souvenirladen.

Das Paar aus Bayern hatte sich ihnen im letzten Frühling aufgedrängt. Zuerst am Tisch der Pizzeria. Danach kamen die beiden bei jedem ihrer Küstenspaziergänge auf einen Cidre vorbei, gerade so, als wäre ihr Haus ein Ausflugslokal. Paul hatte sich über die Maßen darüber aufgeregt und Helen die Schuld daran gegeben: »Du mußtest ja unbedingt mit denen quatschen.«

Wie lange sie wohl schon hier waren? Sicher waren sie nur auf der Durchreise, sonst hätten sie sie bestimmt wieder heimgesucht. Obwohl – so wie Paul sich benommen hatte ... »Ich bin nicht zu Hause«, hatte er zu Helen gesagt, wenn die beiden am Zaun standen und die kleine Messingglocke neben dem Gartentor aufdringlich bimmeln ließen. Dann hielt er sich so lange in seinem Zimmer versteckt, bis die lästigen Besucher gegangen waren.

Nach dem dritten Besuch, als Helen allmählich die Erklärungen über Pauls angeblichen Verbleib ausgingen, hatte Paul die Glocke abmontiert und einen großen Riegel am Tor angebracht.

Helen verbarg ihr Gesicht hinter der großen blauen Milchkaffeeschale.

»Keine Sorge, die kennen uns nicht mehr«, sagte Paul. »So hat eben alles seine guten Seiten.«

»Ich glaube, du überschätzt deine Prominenz«, widersprach Helen, was selten vorkam. »Die sind aus München. Was kümmert die der Darmstädter Klatsch?« Aber so recht glaubte sie selbst nicht an das Gesagte.

Maria kam schwerfällig an ihren Tisch herüber und stellte einen Teller selbstgebackener Bisquits vor Helens Kaffee ab.

»Wunderbar, vielen Dank.« Es klang eine Spur zu überschwenglich, und Helen erntete dafür ein melancholisches Lächeln.

»Kleines Geschenk zum Abschied«, erklärte Maria. Sie war eine stämmige Frau Mitte Dreißig. Ihr schwarzes Haar zeigte erste graue Strähnen und war zu einem dicken Zopf geflochten, der ihr bis zur Taille reichte. Nach Pauls Katalogisierung der Dorfbewohner gehörte sie zur Sippe der Geier, aber, wie sie beide fanden, auf eine attraktive Art. Ihr Gesicht mit der gebogenen Nase und den dunklen Augen hatte etwas Archaisches, fand Helen, besonders jetzt, da die Geburt ihres dritten Kindes näher rückte.

Sie war die erste Einheimische, zu der sie Kontakt bekommen hatten, und im großen und ganzen war es dabei geblieben.

»Sie hat ein Gesicht wie eine Madonna von Riemen-schneider«, bemerkte Paul damals, vor sechs Jahren, als sie erschöpft von den ersten Eindrücken der Hausbesichtigung einen Chablis im *Atlantic* zu sich nahmen. Es war das einzige offene Café gewesen, und den Schluck hatten sie dringend nötig gehabt.

Das Haus hatte lange leer gestanden. Eine Cousine von Pauls Mutter hatte es in den fünfziger Jahren erworben, um darin ungestört Romane schreiben zu können. Sie hieß Ines Roth.

Paul erinnerte sich, daß in seiner Familie zwar seit Jahren kein Umgang mit Ines gepflegt wurde, was die Männer bei geselligen Familienzusammenkünften jedoch nicht hinderte, zotige Witze über *die Lesbe* zu reißen. »Ich bin mit der Vorstellung aufgewachsen, meine Tante Ines sei so eine Art Insekt«, erzählte er Helen. »Sie war das berühmte schwarze Schaf der Familie.«

»Weil sie lesbisch war?«

»Nein, es lag an ihren Büchern. Ihre Werke handelten überwiegend von eigenwilligen Frauenzimmern, denen ein erfülltes Sexleben wichtiger zu sein schien als Familie und Wirtschaftswunder. Sie erzielten in Deutschland nur minimale Auflagen.«

Die französischen Übersetzungen indessen verkauften sich gut, und so blieb Ines Roth für den Rest ihres langen Lebens dem Land treu, das ihre saftigen Liebesszenen goutierte und ordentlich honorierte. Letzteres hatten Helen und Paul durch den französischen Nachlaßverwalter erfahren, dessen Brief Paul überrascht hatte und Helen noch mehr, denn Paul hatte ihr bis dahin nie von seiner lesbischen Tante Ines erzählt.

»Als aufgeklärtere Zeiten anbrachen, hatte man ihre Existenz weitgehend verdrängt, wie es so schön heißt«, erklärte Paul während ihrer ersten Fahrt hierher. »Bis dieser Brief kam, habe ich mir eingebildet, irgendwann gehört zu haben, sie sei gestorben. Von einem Haus in der Bretagne hat jedenfalls kein Mensch etwas gewußt.«

Tante Ines war, dem Schreiben des französischen Notars und dem Totenschein nach, mit einundachtzig Jahren friedlich verstorben. Anscheinend gab es weit und breit keinen Erbberechtigten – bis auf Paul. Also reisten sie hierher, um das Erbe in Augenschein zu nehmen.

Der Anblick ernüchterte beide. Das Dach war an einer Stelle eingestürzt, und was von der Innenausstattung nicht gestohlen worden war, war vergammelt und voller Mäuse- und Rattenkot. Durch die Wände des dazugehörigen Schuppens wucherten Schlingpflanzen. Der Substanz des alten Hauses hatten jedoch weder Winterstürme noch Efeu etwas anhaben können. Dachbalken, Bodendielen und Türen aus uraltem Eichenholz hatten Nagetierzähnen und Holzwürmern erfolgreich widerstanden.

Paul erstellte Pläne und beauftragte eine Baufirma aus Brest mit den Umbau- und Renovierungsarbeiten. Im darauffolgenden Jahr fuhr er alle drei, vier Wochen hin, um den Fortgang der Bautätigkeiten zu überwachen. Aber er wollte nicht, daß Helen ihn begleitete: »Laß dich überwältigen, wenn es fertig ist«, sagte er, und Helen wollte ihm seine kindliche Freude nicht verderben.

Paul wies seine Frau an, niemandem von dem Haus zu erzählen. Es habe was mit Steuern zu tun, führte er als Erklärung an und jonglierte noch ein wenig mit Begriffen wie *Erbschaftssteuer* und *geldwerter Vorteil*. Damit gab sich Helen zufrieden, zumal es niemanden gab, dem sie es unbedingt hätte erzählen wollen. Nur ihrer Nachbarin Frau Andromeit gegenüber rutschte Helen einmal der Begriff »unser Sommerhaus« heraus. Auf deren hellhörige Nachfrage hin erzählte sie ihr unter dem Siegel der Verschwiegenheit von Pauls Erbschaft, und Frau Andromeit versprach, ihr Wissen für sich zu behalten.

Die Wirtin des *Atlantic* hatte ihnen seinerzeit dringend zum Verkauf der Immobilie geraten.

»Dieses Dorf ist tot«, behauptete sie mit trübem Blick, und es brauchte einige Zeit, ehe sie verstanden, was sie damit gemeint hatte. Entlang der Küste hatte eine Ferienhaus-siedlung entstehen sollen. Aus Bauern und Fischern waren Geschäftsinhaber und Hoteliers geworden. Die meisten Fassadenrenovierungen im Ortskern stammten aus dieser Zeit,

als man sich für das große Geschäft herauszuputzen begann. Doch die Luxushotel-Golfplatz-Yachthafen-Projekte erwiesen sich als Luftschlösser, der Küstenstreifen wurde gegen den Protest der Dorfbewohner von der Regierung zum Naturschutzgebiet erklärt, und die touristische Erschließung fand ihren vorläufigen Höhepunkt im Bau eines Minigolfplatzes und der zweifelhaften Verschönerung der kleinen Badebucht. Helen und Paul bedauerten das nicht, im Gegenteil, sie waren insgeheim froh über diese Entwicklung.

»Zu nah am Meer«, war ein anderes Argument, das Maria gegen das alte Haus vorbrachte.

»Oh, nein, wir lieben das Meer«, widersprach Helen enthusiastisch.

»Ja, besonders meine Frau liebt das Meer und alles, was darin herumkreucht«, bestätigte Paul. »Algen und Gewürm und ...«

»Algen existieren schon seit zweieinhalb Milliarden Jahren, und was du Gewürm nennst ...«, hob Helen zu einem Vortrag an.

Aber da rückte Maria mit ihrem letzten Trumpf heraus: »Es liegt ein Fluch auf dem Haus.«

»Was für ein Fluch?«

»Niemand wird da draußen glücklich«, prophezeite sie.

»Wir sind nicht abergläubisch«, beteuerte Helen damals.

Und Paul sagte zu Helen: »Zeig mir ein Haus, ach was, einen Stein, dem die hier kein Schauernmärchen andichten.«

Nein, von Flüchen, bösen Geistern oder ähnlichem Ungemach hatten sie bis jetzt nichts bemerkt, wenn man von einer störanfälligen Telefonleitung und gelegentlichen Stromausfällen einmal absah.

Die Wirtin des *Atlantic* aber behandelte die Bewohner des alten Hauses seither mit jener respektvoll distanzierten Fürsorge, die man Todgeweihten angedeihen läßt. An den Tagen des Mondwechsels zündete sie künftig eine Räucherkerze an, sobald die zwei ihr Café verlassen hatten.

Helen nahm ein Bisquit. Da Paul nie Süßes aß, fühlte Helen sich genötigt, das Gebäck aufzuessen, obwohl sie ihren Appetit lieber für das Mittagessen aufgespart hätte. Sie hatten bei einem der beiden ortsansässigen Fischer Jakobsmuscheln erstanden. Als Maria gerade besonders hingebungsvoll an ihren Gläsern herumwienerte, kippte Helen die Biscuits in ihren Einkaufskorb und bedeckte sie mit einem Kopf Lollo rosso.

»Für die Hunde«, wisperte sie Paul zu.

Wieder starrte der Alte sie an, völlig unverhohlen, wie es sonst nicht die Art der Menschen hier war. Er spuckte auf den Terrazzoboden, und Maria begann etwas zu kreischen, das sich wie *Schwein* anhörte. Helen blickte diskret nach draußen. Der Münchener Mercedes fuhr soeben wieder los. Ihr war, als hätte die Frau beim Einsteigen flüchtig zu ihr hingesehen, aber wahrscheinlich hatte sie lediglich ihr eigenes Spiegelbild betrachtet, in der Fensterscheibe des Cafés.

»Würden Sie Ihren Schwager fragen, ob er uns Brennholz liefern kann? Eine größere Menge. Damit es für den Winter reicht«, wandte sich Helen an die Wirtin.

»Den Winter?!«

Helen konnte nicht widerstehen. Mit leuchtenden Augen verkündete sie: »Wir fahren noch nicht nach Hause. Paul und ich haben beschlossen, noch einige Zeit zu bleiben.«

Über Marias Gesicht ging ein Zucken, als werde sie von einer plötzlichen Wehe heimgesucht.

»Mal sehen«, antwortete sie vage. Helen wunderte sich. Normalerweise wickelte Maria die Geschäfte ihrer Verwandtschaft und, wenn nötig, des ganzen Dorfes sofort und verbindlich ab. Aber sie wandte sich nur wortlos ab, schluffte in ihren Pantoffeln hinter die Theke und säuberte mit Akribie die Espressomaschine.

»Wann ist es denn soweit?« erkundigte sich Helen beim Verlassen des Lokals.

»Drei Wochen«, antwortete Maria einsilbig und faltete

die Hände über ihrem Kugelbauch, als wollte sie ihn vor Helens Blicken schützen. Aber Helen interessierte Marias Schwangerschaft nicht wirklich. Sie konnte ohnehin nicht mitreden. Paul wollte nie Kinder haben, das hatte er von Anfang an klargestellt. Von Pauls kleiner Operation hatte sie nach fünfzehn Ehejahren eher zufällig erfahren, als sie beim Staubwischen auf seinem Schreibtisch eine Vaterschaftsklage liegen sah. Um »immer auf Nummer sicher« zu gehen, hatte Paul ihr erklärt. Daß mit »immer« auf keinen Fall sie gemeint sein konnte, war Helen zu diesem Zeitpunkt längst klar gewesen. Aber das war ein überwundener alter Schmerz. Vorbei die Zeiten, in denen sie sich wie ein langsam verdorrer Ast gefühlt hatte, im Moment verbreiteten Marias plumpe Figur, die Schweißperlen auf ihrer Oberlippe und ihre kurzen, angestrengten Atemstöße in Helens Augen lediglich eine obszöne Körperlichkeit.

»Helen, komm doch!« hörte Helen Paul von der Straße her. Sie hob ihre Körbe und Tüten auf, verabschiedete sich von Maria und folgte ihrem Mann nach draußen, in die Mittagssonne. Als sie sich vor dem Denkmal der heiligen Katharina noch einmal umdrehte, begegnete sie Marias Blick. Die Wirtin schlug hastig ein Kreuz über ihrer Brust. Sie zeigte jedoch nicht den üblichen Madonnenausdruck, sondern ihre Miene war finster, fast bedrohlich.

»Es war naiv zu glauben, wir könnten uns hier vor der Welt verstecken«, resümierte Paul.

Schwester Daniela stoppte den Wagen mit den Mittagessen vor dem vorletzten Zimmer des Flurs. Königsberger Klopse. Wie es schon roch. Nur noch zwei Essen, dann hatte sie Feierabend, die Frühschicht war zu Ende und damit ihre erste Woche am neuen Arbeitsplatz. Sie stellte den Servierwagen vor der Tür ab, klopfte kurz an und betrat das Zimmer, das Tablett auf dem Arm.

»So, Frau Leineweber, da kommt Ihr Mittag...« Der Rest

der Litanei erübrigte sich. Die alte Frau saß in ihrem abgewetzten Sessel und starrte ihr aus glasigen Augen entgegen. Das Zimmer roch nach Kot.

Die Schwester stellte das Tablett ab und spielte kurz mit dem Gedanken, das Essen verschwinden zu lassen und so zu tun, als wäre alles in Ordnung, damit sich die Nachmittags-schicht mit dem Problem herumplagen konnte. Zu Hause warteten unausgepackte Kartons und Lampen, die endlich aufgehängt werden sollten. Aber sie war nicht sicher, wie genau sich der Todeszeitpunkt feststellen ließ. Kein Risiko in der Probezeit. Sie öffnete das Fenster, um die Gerüche der Mahlzeiten, der verdauten und der verschmähten, entweichen zu lassen. Dann eilte sie ans Telefon im Schwesternzimmer.

»Elisabethenstift. Wir brauchten hier mal einen Arzt für eine Leichenschau.«

Warum müssen sie immer kurz vor Schichtwechsel sterben?

Beatrix durchpflügte die Frauenzeitschrift, ohne die Bilder richtig wahrzunehmen. Früher hatte sie jedes der Models mit Blicken seziert und sich gefragt: Warum ist diese Zicke in der Vogue, und ich habe es gerade mal in den Otto-Katalog geschafft? Inzwischen konnte sie die Damen emotionslos betrachten. Nichts hatte sie mehr gemeinsam mit diesen Geschöpfen und ihren geschürzten Lippen, den Gummibrüsten, die sich auf lächerliche Weise der Schwerkraft widersetzen. *Wie Hunde, die Männchen machen*, hatte sich Carolus darüber amüsiert. Nein, ihr Ärger galt der Tatsache, daß sie überhaupt hier saß. Daß Hornung sie warten ließ, auf diese demonstrative Art. Nicht einmal einen Kaffee hatte man ihr angeboten. Sie warf die Zeitschrift auf den Tisch und schnürte mit weit ausgreifenden Schritten über das Parkett. Sie hielt sich an ihrer Wut fest, steigerte sich hinein in das erste wirkliche Gefühl, das sie seit mehr als einer

Woche empfand. Sie blieb stehen und sah an sich hinunter. Designerjeans, T-Shirt, Edelsneakers. Wann hatte sie die Sachen angezogen, warum gerade diese? Was hatte sie die letzten Tage über eigentlich gegessen? Egal. Sie war einfach losgegangen, heute morgen, endlich ein Ziel vor Augen, eine ganz normale, nicht allzu schwierige Besorgung: ein Kostüm für die Beerdigung ihres Mannes. Gewappnet mit viel Make-up und einem Panzer aus Arroganz und Selbstsicherheit, war sie aus dem Haus gegangen. Und dann das Desaster.

Sie seufzte laut vor Ungeduld, ging zum Fenster und schob die Jalousie beiseite. Der BMW stand auf der gegenüberliegenden Straßenseite. Ob das Haus einen Hinterausgang hatte? Ob sie daran dachten, den zu überwachen? Was Ressler wohl für ein Gesicht machen würde?

»Dr. Hornung erwartet Sie«, unterbrach die Stimme der Vorzimmerdame ihren Gedankengang.

»Zu gütig von ihm«, antwortete Beatrix und rauschte an ihr vorbei.

Der Souvenirladen war klein und wurde von der kompakten rheinischen Familie hoffnungslos verstopft. Vater und Sohn beklopfen das Buddelschiff, Mutter und Tochter wühlten in Halstüchern. Helen schaute sich Postkarten an: ein Fischerboot, das sie noch nie am Hafen gesehen hatte, Austern und Muscheln, auf einem Netz drapiert, die überdimensional große Dorfkirche mit ihrem Friedhof, umgeben von einer gewaltigen Mauer, eine zahnlos lachende, total verrunzelte Alte (sie war nicht von hier, man hätte sie schon gesehen), der kopfsteingepflasterte Dorfplatz, von dem enge Gassen sternförmig abgingen. Der Platz konnte leider nur eine geringe Anzahl pittoresk renovierter Häuser vorweisen, der Rest wirkte ein wenig verkommen, vor allem in den Monaten, in denen das Weinlaub fehlte. Die Karte zeigte die Fassaden mit Laub. Die heilige Katharina, umgeben von bunten Marktständen, Menhire in allen Formen und Größen und das Kap,

natürlich, immer wieder, das Kap bei ruhiger See, das Kap bei Sonnenuntergang, das Kap bei Sturm. Helen überlegte, wem sie eine Postkarte schreiben könnte. Vielleicht Frau Andromeit. Aber Paul würde das nicht schätzen, und sonst fiel ihr niemand ein. Den Kollegen im Institut? So etwas war zum einen nicht üblich, zum anderen hatte sich das Verhältnis nach den ersten Zeitungsartikeln über Pauls Verhaftung etwas verkrampft.

Die Rheinländerin stand bei Ingrid und bezahlte ein Halstuch, wobei sie ihr Schulfranzösisch hervorkramte und lächelnd eine Unterhaltung mit Ingrid begann. Aber bei Ingrid war das Lächeln heute nicht im Preis inbegriffen, und die Frau steckte ihr Halstuch weg, sammelte ihre Familie ein und zog enttäuscht ab. Wie arrogant sie doch waren, diese Franzosen, konnten sie denn nie vergessen?

»Großkampftag«, bemerkte Ingrid zufrieden, als sie und Helen allein waren. »Immer dasselbe die letzten Tage.«

Obwohl es im Laden nicht gerade hell war, trug die Inhaberin, eine hübsche blonde Frau von Mitte Dreißig, eine Sonnenbrille mit großen Gläsern.

»Brauchst du auch ein Mitbringsel?«

»Nein, ich wollte nur mal vorbeischaun.«

»Ein Abschiedsbesuch?«

»Eben nicht.« Helen erzählte Ingrid von ihren Absichten.

Wider Erwarten begegnete auch Ingrid der Neuigkeit mit Skepsis. »Hast du dir das gut überlegt? Du weißt nicht, wie die hier sind, wenn die Touristen weg sind.«

»Noch schlimmer kann es ja kaum werden«, bemerkte Helen, denn Ingrid hatte gedankenverloren die Sonnenbrille abgesetzt.

Als sie Helens Blick sah, setzte sie die Brille rasch wieder auf und hob die Hand. »Sag nichts, bitte.«

»Ich wollte gar nichts sagen. Nur ... da wir jetzt hierbleiben ... also, wenn du mal Hilfe brauchst, Paul und ich ...«

Ingrid legte den Zeigefinger an den Mund und deutete mit

einer Kopfbewegung hinter sich, wo der Lagerraum durch einen Vorhang aus Plastikbändern vom Verkaufsraum getrennt war. Helen begriff und verstummte, aber sie begriff nicht, warum sich Ingrid so behandeln ließ. Warum verließ sie ihn nicht und ging zurück nach Deutschland? Helen hatte nie gewagt, sie danach zu fragen, aber sie hatte Maria eines Tages darauf angesprochen. Die hatte nur abwehrend mit den Schultern gezuckt, und als Helen sich darüber bei Paul empörte, meinte der ebenfalls achselzuckend: »Was geht uns das an? Hier herrschen eben noch Zucht und Ordnung.«

»Wo ist denn dein Paul?« zwischerte Ingrid drauflos, »den habe ich schon eine Ewigkeit nicht mehr gesehen.« In Wirklichkeit war es Ingrid egal, wo Paul sich befand. Sie konnte Paul ebensowenig leiden wie Helen Claude. Paul war den wenigsten Frauen gleichgültig. Die einen verabscheuten in ihm den arroganten Zyniker, die anderen verfielen ihm. Helen war die erste Gruppe bedeutend lieber, und daß sie und Ingrid gegenseitig ihre Männer nicht schätzten, war kein Grund, der gegen eine gelegentliche Unterhaltung sprach. Wenn Paul es vorgezogen hatte, zu Hause zu bleiben, und im Laden nicht viel los war, gingen die beiden Frauen in die Eisdiele oder auf einen Kaffee ins *Atlantic*, wo Ingrid vor Helen den Dorfklatsch ausbreitete, gekrönt von Marias Kommentaren. Sie war die Cousine von Ingrids Mann. Helens Versuche, am Dorfleben teilzuhaben, wurden von Paul mißbilligt und boykottiert. Aber heute war an eine Pause sowieso nicht zu denken, abgesehen davon, würde sich Ingrid bestimmt nicht gerne öffentlich zeigen wollen.

Was sie nun boten, war ein harmloses kleines Hörspiel für Claude hinter dem Vorhang. Der schöne Claude, wie ihn Helen und Paul nannten, der, wenn er nicht gerade für das Elektrizitätswerk in der Stadt arbeitete, Touristinnen nachstieg oder zu Hause für Ordnung sorgte. Am liebsten aber streunte er mit seinem Jeep und der Flinte durch die Gegend und schoß auf alles, was sich bewegte.

»Paul wollte noch schnell ein paar Kräuter besorgen«, erklärte Helen mit gespielter Munterkeit.

»Kräuter? Habt ihr nicht den ganzen Garten voll davon?«

»Nicht mehr. Die Schnecken haben das meiste niedermacht«, antwortete Helen.

»Ja, das war ein Schneckensommer«, bemerkte Ingrid.

Dann schwiegen sie.

Helen hätte gerne gefragt, was Ingrid eigentlich den ganzen Winter über tat, wenn ihr Laden geschlossen war. Vielleicht sollte sie die Zeit nutzen und einen Karatekurs absolvieren. Aber Helen zog es vor, für diesen Ratschlag einen günstigeren Zeitpunkt zu wählen. Sie verabschiedete sich, wobei sie es sich nicht verkneifen konnte, nach hinten zu rufen: »Schönen Tag noch, *Monsieur Kerellec*!« Obwohl sich Helen mit Ingrid duzte, nannte sie deren Mann konsequent »Monsieur« und »Sie«, mit einem durchaus gewollten Hauch von Sarkasmus. Vor allem Paul beherrschte diese Anrede meisterlich. Bei ihm hörte sich »Monsieur« immer wie »Mistkerl« an.

»Das können die nicht machen, oder?« flüsterte Beatrix.

Dr. Stefan Hornung nickte mit dem früh ergrauten Kopf. »Doch, das können die, und das dürfen die. Es gibt im Augenblick wenig, was man dagegen unternehmen könnte.«

»Hast du schon mal erlebt, was für ein Scheißgefühl es ist, wenn man vor dem Geldautomaten steht und ...« Beatrix unterbrach sich. Sie wollte das Erlebnis lieber rasch vergessen, es nicht auch noch in Worte fassen. Worte schafften Tatsachen.

»Die Staatsanwaltschaft und die Steuerbehörde versuchen lediglich zu retten, was noch zu retten ist, indem sie die Konten sperren und das Vermögen beschlagnahmen. Das ist bei Delikten dieser Art so Usus.«

»Als ob es nichts Schlimmeres gäbe. Er hat schließlich kei-